

melierter Gefieder fühlte sich glatt und weich an, sogar die Zehen waren von dichten Federchen bedeckt. Nur die großen Krallen an deren Ende ließen erahnen, dass diese wie mit puscheligen Hausschuhen bekleideten Füße kraftvoll zupacken konnten. Auch der Blick der Eule aus hellgrünen Augen ruhte ruhig und hypnotisch auf mir. Das Foto, das Hans hastig von uns schoss, zeigt zwei gleichermaßen erstaunte Geschöpfe. Eine ganze Weile musterten wir uns gegenseitig. War sie wohl schon gestern Abend im Sturm in den Schornstein gefallen? Dagegen sprach, dass ich sie dort morgens beim Lüften noch nicht gesehen hatte. Was, wenn sie wie Hedwig, die Eule von Harry Potter absichtlich durch den Rauchfang gekommen war, um mir eine Botschaft zu überbringen oder etwas mitzuteilen? Mein Herz begann wild zu schlagen, ihres blieb ganz ruhig, als wüsste sie, dass ich sie gleich befreien würde.

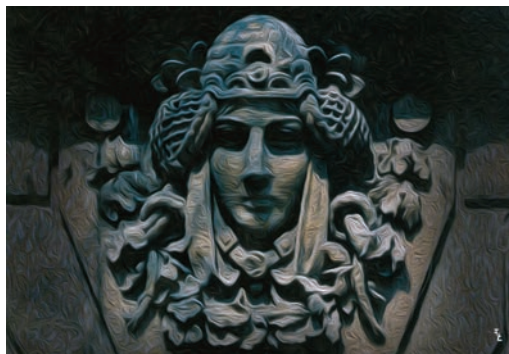
Dann ging alles schnell. Ich brachte meine Hedwig unverzüglich in den Hof und setzte sie so behutsam, wie ich sie an mich genommen hatte, wieder ab. Die Eule wartete eine Weile, schüttelte ihr Gefieder und erhob sich dann in die Luft. Erleichtert sah ich, dass sie gar nicht verletzt war, denn mit einem Zwischenstopp im Fliederbusch flog sie in die Krone der hohen alten Fichte, wo sie sich im Dunkel der Äste unseren Blicken entzog.

Später fuhr ich nach Arad zum Arzt, sorgenfrei und völlig ruhig, denn ich war noch ganz beglückt von dem Besuch der Eule. Zurückgekehrt wollte ich wissen, mit wem genau ich es zu tun hatte: laut Google handelte es sich um einen Steinkauz, eine Minieule, die in Höhlen haust und gerne auf Schornsteinen sitzt. Und ja, von allen Eulenvögeln ist gerade der Steinkauz Pallas Athene zugeordnet, das stand auch im Internet. Meine persönliche Bekanntschaft mit dem Vogel der griechischen Göttin, ließ mich seine entspannte Ausstrahlung, ja Besonnenheit spüren; die Eule steht zurecht für Weisheit und Gedankenstärke. Der Verstand sagt, dass Hedwig und ich uns bestimmt nie wiedersehen werden, doch ich weiß, dass sie noch da ist. Die Weile, die ich mit der Eule verbringen durfte, wird nachwirken, da bin ich mir sicher.



Das märchenhaft wirkende Wesen - noch etwas erschrocken - in den Händen von Astrid ZIEGLER

Fotoarchiv: Astrid ZIEGLER





BIS ZUM LETZTEN TROPFEN

von Fred ZAWADZKI

Temeswar, diese zauberhafte Stadt, mit seinen Parks, mit dem Bega-Ufer, dass mich auch heute noch an eine impressionistische Landschaft erinnert, mit der friedlichen, satten und fruchtbaren umgebenden Banater Heide, waltet noch immer im weiten Erinnerungsspeicher meiner Kindheit und Jugend, in der Bescheidenheit meines nostalgischen Gedächtnisses. Es war mein geliebtes, stilles zu Hause, in dem ich mich - trotz damals noch stark paraphrasierter Vorschriften - geborgen fühlte.

Wie sorglos ich damals sein konnte, in meiner melancholischen Existenz, ohne Datenschutzverordnungen, europäischer Regulierungswut, Hightech-Spiegelkabinett und der Notwendigkeit mir etliche Passwörter, Vorzeichen und Zahlen merken zu müssen. Wir lebten damals in einem farblosen, typisch sozialistischen Grau und standen unseren Eltern bei, die vor allem für uns versuchten das Elend so zu kaschieren, dass wir nicht allzu viel mitbekamen. Wir freuten uns schon über kleine Dinge und waren dankbar, wenn es täglich ein gutes Abendessen und fröhliche Laune gab. Die gute Laune verdankten wir in Temeswar auch dem Vielvölkergemisch, der Vielvölkerverständigung, dem täglich, mit unseren Mitmenschen, erlebten Kulturdialog, der von Sprachen, Bräuchen und nicht zuletzt auch vom Essen und den dazugehörigen Gepflogenheiten bestimmt war. Wir wurden in einen ideologischen Komplex hineingeboren, der sich im vorigen Jahrhundert aufgelöst hat, uns aber auch in allen heutigen Vorhaben verfolgt. Wir waren Kinder in einem See voll trostloser Gleichgültigkeit, in einer Diktatur der Unterdrückten. Der Gesamt-Geist aller Temeswarer, aber vor allem der Banater Schwaben war hin- und -hergerissen zwischen proletarischem Gehorsam und Sehnsucht nach dem avantgardistischen Westen. Die damalige Gesellschaftsordnung war eigentlich ein Krampf, hat uns aber viel menschlicher gemacht und uns dazu verholfen unser Leben im heutigen Europa politisch besser einordnen zu können.

Am Ende der Remus-Straße (mein Geburtsthaus war die Nummer 7,) war der Doja-Park. Doch stand dort damals nur der Lenin auf einem Sockel in einer langen weiten Robe und zeigte mit dem Finger zum Láhovár-Platz, als ob er sagen wollte... „dort spielt die Musik“. Meine Oma hatte es schwer, mir erklären zu müssen, wieso das der „Doja“- und nicht der „Lenin-Park“ war. Und weil vor der Statue ein Sandkasten stand und wir Lenins Pose einfallslos fanden, vertauschten wir die goldenen Lettern und aus LENIN wurde NINEL. Der passte besser zu unserem Spielplatz und an seiner ausgestreckten Hand hingen wir unsere durchgeschwitzten Trainingsanzüge auf. Auch sonst hatten wir keinen Re-

spekt von den überall triefenden Sozialismus-Symbolen. Die hinter Lenin aufgestellten Fahnen benutzten wir als Speere für unsere Kriegsspiele und die roten russischen Sterne als Ninja-Wurfgeschosse.

Mein Vater sagte immer – Politik sei die geistige Fähigkeit den Staat und dessen öffentliches Leben zu verstehen. Aber was sollten wir eigentlich von dieser Politik verstehen, wenn die Straßenbeleuchtung abgestellt und das Warmwasser nur 2 Stunden am Tag floss? In den Treppenhäusern der nachbarschaftlichen Wohnblocks war es fies nass, scheißkalt und stockfinster. Drei Schichten Wollpullover, Handschuhe und Omas gestrickte warme Socken waren die Blitzertüchtigung für unsere damalige „Learn-Life-Balance“ (engl.- Lern-Leben-Balance). Wir waren so demotiviert, dass wir aus Protest unsere Hausaufgaben nicht mal anschauten. Und vor den Trimesterarbeiten (Klausuren) stiegen wir in unsere Elfenbeintürme um zu büffeln, weil der zu bewältigende Lernstoff schwindelerregend viel wurde. Wir die Deutschen aus dem Banat und aus Temeswar waren schon immer der Stachel im sozialistischen Fleisch, weil wir nach wie vor zu lange Haare, Blue-Jeans, zu kurze Röcke hatten, West-Kaugummi kauten und nicht bereit waren vorgekaute Parteilogos nachzuplappern. Und schon lange nicht gewillt den Kommunismus aufzubauen. Keiner wollte diese Politik verstehen! Und selbst die einheimischen Rumänen konnten nicht nachvollziehen, warum die Regierung ihre Seele an die Bolschewiki verkauft hatte. Trotz proletarischer Propaganda wusste doch jedes Kind, dass im Sozialismus Wasser gepredigt und Wein getrunken, dass rechts geblinkt, aber links gefahren wurde. Selbst in der besten Verfassung waren die ganzen Apparatschicks Lügner, Betrüger und Heuchler. Von Glaubwürdigkeit konnte also keine Rede sein.

Und, von dieser Zeit handelt meine Geschichte.

Wie in jedem Jahr, wenn der Temeswarer Winter sich vom Februar in den März zog und die postsozialistischen Realitäten der Banater Hauptstadt besonders ungeschönt unter der Eisfassade wieder hervortraten, meldete sich bei mir erneut die Sehnsucht nach dem typischen Jugendstil und Barock der auch heute noch so prägend unsere Vaterstadt gestaltet. Ein Glück das uns die K.- und K.-Monarchie genügend architektonische Prachtstücke hinterlassen hat um dem kommunistischen Gesellschaftsdesign zu trotzen. Damals lag noch ein Schatten über der Stadt, die Prachtfassaden lagen versteckt hinter einem demagogischen Grauschleier, die Bürger hatten ihre typischen Alltagssorgen mit der Lebensmittelbeschaffung, dem nicht zu bekommenden teuren Sprit und den Unzulänglichkeiten ihrer sozialisti-